

### Copyright

Alle in www.springwords.com veröffentlichten Texte und Fotos sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen nicht ohne Erlaubnis von springwords ventures, des Autoren und der Fotografen weiterverwertet oder weiterveröffentlicht werden. Zuwiderhandlungen werden nach nationalem und internationalem Urheberrecht verfolgt.

---

## 14. August 2003: Wie New York das "Blackout" erlebte

# Stromlos

Von Bernd Hendricks

Diese Zeilen werden mit Kugelschreiber unter Kerzenlicht geschrieben und werden in den Computer übertragen und ins Internet gesendet, sobald der Strom wieder durch die Kabel fließt.

Jetzt ist es elf Uhr dreissig, noch sind die Details vom größten Stromausfall New Yorks unbekannt. Wir lernen, dass wir in dieser Katastrophenstadt ein batteriebetriebenes Radio besitzen müssen, denn Informationen sind es, die das Dunkle erhellen an einem solchen Tag. Die Notfallanschaffung eines Mobiltelefons nach dem 11. September war ein Fehlgriff, weil die Telefonsysteme, Mobilfunk- und Kabelverbindungen, zusammengebrochen sind. Wir sahen auf der Columbus Avenue Schlangen vor den öffentlichen Fernsprechern, aber keines der Münzer, die wir in der Upper West Side ausprobierten, hat funktioniert.

Das "Blackout" erscheint in der Softeisdielen an der 112<sup>th</sup> Street im Clownskostüm. Zwei junge Verkäufer, wahrscheinlich Ferienarbeiter, angehende Studenten, fassen nach den Waffelhörnchen, als erwarteten sie eine schwere Last. Sie sehen mit dem staunenden Interesse von Neulingen auf den zähen Eisstrahl, der aus dem Zapfhahn fließt. Dann röchelt der Hahn, blubbert Blasen in die kalte Masse, aber die beiden sind die einzigen im Raum, die diese Unregelmäßigkeit nicht bemerken. Sie fertigen noch eine Kundin ab, stehen stumm und

schweigend, bis einer von ihnen, ein kleiner Mann mit rundem Gesicht, ohne sich umzuwenden, zu dem anderen sagt: "Is' so still geworden, find'ste nich'?" Das Radio im Hintergrund ist ausgefallen, die Klimaanlage rauscht nicht mehr, die Eismaschinen, die sonst brummen, schweigen längst.

Ein Passant ruft von draußen in den Verkaufsraum: "Ist Blackout. Blackout in ganz New York." Der Verkäufer, der die eigenartige Stille registriert hatte, hebt langsam Schultern und Augenbrauen, eine regional verbreitete Geste der Resignation gegen die Neurosen Manhattans. "Haste den gehört?" sagt er. "Was für'n Spinner."

Wir erfahren an den roten Bändern, mit denen Stadtangestellte die Subway-Stationen absperren, dass etwas nicht stimmt. Vor den Restaurants sammeln sich mexikanische Pizzaboten, Kellner und Köche in weißen Schürzen. Sie rauchen und pausieren, was seltsam ist, denn das tun sie eigentlich nie. Die Ampeln an der Kreuzung Broadway, 110<sup>th</sup> Street funktionieren nicht und auch nicht die Ampeln an der nächsten.

Ein Stromausfall in einem Stadtteil ist nicht ungewöhnlich für einen heißen New Yorker Sommertag. Die Stadt trinkt gierig Energie. Es existiert kein öffentlicher Raum, kein privates Zimmer ohne Klimaanlage. Sie sind vierundzwanzig Stunden in Betrieb und überlasten das Stromnetz. Vor einem Jahr explodierte auf der 14<sup>th</sup> Street ein Riesentrafo der Elektrizitätsgesellschaft Con Edison und legte einen Stadtteil, das East Village, lahm. Die Frisöre schoben damals ihre Stühle auf die Gehsteige der Avenues und schnitten ihren Nachbarn kostenlos die Haare.

Wir wollen zur Ostseite Manhattans auf der anderen Seite des Central Parks und hoffen, dass dort die Subway fährt. Doch vor dem "Symphony Space", einem Theater- und Kinohaus in der Upper West Side, umringen Leute eine Frau, die an der rechten Hand ein Kind, an der linken ein Kofferradio hält. Eine Radiostimme berichtet, dass der

Stromausfall sich bis nach Toronto in Kanada ausgedehnt, Long Island im Osten, New Jersey im Westen erfasst hat. Der Bürgermeister spricht, mahnt zur Ruhe, erklärt, dass man die Ursache des Blackouts noch nicht kennt. Die Umherstehenden scheinen gelassen, sie wiegen den Kopf zur Seite und lächeln schwach, wenn ihre Augen die Augen eines Mitmenschen treffen. Niemand sagt es, aber jeder hat jetzt jenen Tag im Sinn, der so klar und wolkenfrei war wie heute, der mit der vagen Meldung von einem Flugzeugunglück in Downtown Manhattan begann. Jeder lauscht den Radiostimmen, lauscht ihnen "voraus", wartet auf das, was da kommen mag. Das Blackout ist vielleicht nur ein Auftakt für einen neuen Angriff. Das in der ersten Stunde des Stromausfalls auf den Straßen am häufigsten genannte Wort ist ein Doppelname: bin Laden.

Die Frau mit dem Kofferradio und dem Kind entschuldigt sich höflich bei den Leuten. Sie hat noch einen langen Weg vor sich. Sie lebt in der Bronx. Sie findet ein paar Schritte weiter einen Autofahrer, der sie und ihr Kind mitnehmen will.

Eine andere Frau erzählt, dass sie mit ihrem Mann noch telefonieren konnte, bevor der Fernsprechdienst zusammenbrach. Er sei soeben dem Subwaytunnel entkommen. Der Schaffner führte die Fahrgäste durch den Tunnel bis zu einer Leiter. Sie entkamen durch den Gulli, mitten auf dem belebten Broadway in Downtown Manhattan. Tausende stecken jetzt in den U-Bahnen. Es dauert Stunden, bis sie auf gleichem Weg evakuiert sind. Die Frau will nach Hause: "Brooklyn-Brücke," sagt sie. "Ich kenne den Weg noch vom elften September." Sie bläst die Wangen auf und blickt nach unten. "Auch mit diesen Schuhen" Sie trägt leichte Stöckelschuhe.

Lieferwagenfahrer öffnen das Verdeck ihrer Lastwagen und verteilen Getränkeflaschen an die Leute. An Haushaltswarenläden stauen sich Kunden, sie kaufen Taschenlampen und Batterien. Die Schlange am Campingladen Broadway, 66<sup>th</sup> Street ist 60, 80 Meter lang. Einige Restaurants beginnen, Grillroste vor die Tür zu stellen. Die

Kühlschränke tauen auf, Fleisch und Fisch müssen verbraucht werden. Am meisten sind die Bushaltestellen belagert. Wenn Busse eintreffen, werden sie mit Applaus begrüßt.

Nachbarn treffen sich mit Kofferradios vor den Haustüren. Sie sitzen auf den Eingangsstufen der Brownstone-Häuser. Auf der 89<sup>th</sup> Street sehen sie mit Neugierde einem Briefträger nach. Sie fragen, sich, ob er vom Stromausfall erfahren hat. Er kramt in seinem Zustellwagen, zieht Briefpakete heraus, verteilt die Post in die Briefkästen als wäre nichts geschehen. Briefträger sind wahrscheinlich die einzigen Leute, die für ihre Arbeit keine Elektrizität benötigen. In den Sendewagen der Fernsehstudios des TV-Senders ABC räkeln sich Techniker. Von unten sieht man, dass in den Räumen des Studios Deckenlampen brennen. Die Medien speisen sich aus Generatoren.

Vor dem Lincoln Center stürmen etwa 60, 70 Leute die Plattform eines Lastkraftwagens. Das Fahrzeug war stehengeblieben, der Fahrer hatte aus dem Fenster heraus seine Route in den Norden der Stadt ausgerufen. Die Leute heben Kinder und Kinderwagen auf die Plattform, Fahrgastbeine baumeln herunter. Manche Röcke sind lang, zu lang vielleicht, sie könnten sich in den Rädern verfangen. Wir balancieren Risiko. Wir vergessen die Zukunft, und die Vergangenheit erinnert sich nur in unseren Handlungen: Die Stadt schaltet in weniger als zehn Minuten um von ihrer gereizten, aggressiven Stimmung zu einer Atmosphäre der Hilfsbereitschaft. Soeben noch kämpfte und fluchte jeder gegen jeden, jetzt kann sich jeder sicher fühlen. Niemand wird zurückgelassen. Alle Autos sind überfüllt, kleine Lieferwagen transportieren Menschen auf der Ladefläche. Die Blechlawine rückt nur schrittweise vorwärts, aber wo sonst Hupkonzerte durch die Häuserschluchten dröhnen, herrscht Ruhe und Geduld. Im Stau steckt auch ein gepanzerter Geldtransporter, dessen Fahrer beunruhigt auf die nächste Kreuzung blickt.

Büroangestellte, Anwohner, die gerade vom Spaziergang aus dem Central Park kommen, Inhaber kleiner Geschäfte stellen sich auf rege

Kreuzungen und regulieren den Verkehr. Auf der Amsterdam Avenue winkt ein Rentner die Autos mit seinem Krückstock durch, auf der Columbus Avenue organisiert ein Mann in Sportdress den Autofluss. Er benutzt dabei eine Trillerpfeife. Wo Columbus Avenue und Broadway zusammenfließen, ackern ein Mann und eine junge Frau. Der Mann trägt seine Aktentasche über der Schulter, er schwitzt in seinem blauen Bürohemd und rudert mit den Armen, während die junge Frau sich hinter ihm einem heranrasenden Bus in den Weg stellt. Sie hebt beschwörend die Hände. Der Bus hält, Fußgänger passieren. Autofahrer reichen ihr Wasserflaschen.

Auf der Kreuzung 5<sup>th</sup> Avenue und 57<sup>th</sup> Street, wo sich an der südöstlichen Ecke der berühmte Juwelenladen "Tiffany" befindet, arbeiten sich sieben junge Männer mit orangefarbenen Fahnen ab, die sie an einer nahegelegenen Baustelle gefunden haben. Sie kennen sich nicht, sie kooperieren zunächst durch Zubrüllen und wirken wie ein Orchester, das sich bemüht, ein Musikstück ohne Dirigent zu spielen. Nach und nach setzt sich eine Stimme, die des dicksten Regulierers, durch. Er gibt das Signal, welche Straßen gesperrt und welche geöffnet werden. Ein großer Mann, der sein weißes Hemd über der Hose trägt, und der mit seiner Fahne wie ein Tiger vor die Autos springt, spricht mit französischem Akzent. "Ich bin nur Besucher," sagt er. "Ich liebe New York, ich will helfen und etwas erstaunliches vollbringen." Er lacht, der glücklichste Mann der Stadt.

Stromlos ist die Stadt, aber nicht energielos. Mit tausenden Menschen überqueren wir die Queensboro-Brücke wie in einem Flüchtlingstreck. Männer tragen Kartons und Taschen. Frauen laufen barfuß, die Schuhe baumeln am Zeigefinger. Jugendliche schieben Fahrräder, auf den Lenkern sitzen Kinder. Man redet mit dem Nebenmann. "Ich arbeite im Bürohochhaus, drüben in Midtown Manhattan", erzählt der Mann, der uns überholt. Er ist Hauswart, gedrunken, etwa 40. "Ich blieb im Aufzug stecken. Es war stockdunkel und als ich die Aufzugstür aufdrückte, sah ich unten einen Spalt zum Hausflur. Dann bin ich die

Treppen runtergelaufen. Frag' mich nicht, wieviele Stockwerke. Vielleicht drei Dutzend."

In Queens ist es acht Uhr, aber die große Uhr im Bürohausturm am Queensboro Plaza zeigt vier Uhr elf, der Zeitpunkt, als das Blackout begann. In einer halben Stunde wird es dunkel sein. Wirte werden auf der Straße ihre Autos querstellen, sodass das Licht der Scheinwerfer in ihre Lokale fällt. Leute entfalten Liegestühle vor den Haustüren. Andere ziehen mit Decken zu den Stadtparks, weil sie in den überhitzten Häusern nicht schlafen können. Manche werden mit Taschenlampen durch die dunklen Straßen wandern, ihre Kinder werden dem Eiswagen hinterherrennen. Auf den Feuerleitern ziehen Paare ihre Knie an und schauen in die Kerzenflammen.

Dunkelheit schärft die Ohren. Gelächter schallt die Häuserwände hoch. Wortewellen schwappen durch die Straßen. Vom sechsten Stock des Wohnhauses aus, hier, von den Hügeln Astorias, sehen wir auf die Stadt, die sonst flimmert und blitzt, über die an diesigen Abenden eine Wolke aus Licht schwebt, ein Heiligenschein. Jetzt sehen wir eine schwarze Zackenwand, drei Stunden Fußmarsch entfernt – das wissen wir jetzt – verletzlich, von nichts anderem beschützt als vom Sternenhimmel. Auf halber Strecke, noch vor dem Fluss, noch in Queens ist ein Gebäude beleuchtet. Eine Polizeistation, eine Feuerwache vielleicht, ein offizielles Regierungshaus. Auf dem Dach kriecht Licht aus zwei Scheinwerfern einen Mast hinauf und berührt den unteren Saum der amerikanischen Flagge. Im lauen Wind wirkt sie wie eine müde graue Hand, die das Schicksal wegwinken will, während hinter ihr die stärkste Stadt der Welt in die schwarze Nacht versinkt.

Langsam ersterben die Stimmen. Ein paar Polizeisirenen heulen in der Ferne. Fassadenkletterer könnten unterwegs sein, Diebe, die über Feuerleitern in Wohnungen steigen. Es empfiehlt sich, die Fenstern zu schließen. ||